

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 195. Bromberg, den 28. August 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„An Sie," sagte er.

Bevor Allan ihn noch aufhalten konnte, war er verschwunden. Allan starrte ihm in dem Volksgewühl nach, ohne zu wissen, was er eigentlich glauben sollte. Er lief einige Schritte in der Richtung, die der Unbekannte eingeschlagen hatte, aber ohne ihn zu erblicken; der Verkehr war im Augenblick überwältigend. Dann sah er den Brief an, der die Aufschrift trug: „Herrn Allan Kragh aus Schweden", und riß ihn auf, von einer plötzlichen Ahnung gepackt.

Was er las, war dies:

„Lieber Herr Kragh! Sie haben ohne Zweifel viele Flüche auf mein Haupt herabbeschworen, seit wir uns zuletzt sahen, obwohl es fraglich ist, ob Sie diese Flüche richtig adressieren konnten. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihre Freundlichkeit, mir im Speisewgen Graacher Auslese vorzusetzen, so schlecht gelohnt habe; verzeihen Sie mir in noch höherem Grade die Unannehmlichkeiten, die ich Ihnen späterhin verursacht habe — Unannehmlichkeiten, deren Charakter ich selbst nur zu gut einzuschätzen verstehe.

Ich weiß, daß der Verlust Ihres Reisegepäcks auf den Garderobeschein 374 des Hamburger Hauptbahnhofes, den Sie so unvorsichtig waren, mir beim Diner zu zeigen, gegen die eben erwähnten anderen Unannehmlichkeiten nicht ins Gewicht fällt. Leider war ich wirklich durch die Verhältnisse gezwungen, so zu handeln. Seien Sie überzeugt, daß es eine zwingende Notwendigkeit war.

Sollten Sie geneigt sein, mich sämtliche Unannehmlichkeiten sühnen und Ihnen natürlich in erster Linie Ihr elegantes Gepäck zurückstellen zu lassen, so können Sie mich Freitag abend, den zwölften dieses, um zehn Uhr in The Leicester Lounge am Leicester Square in London treffen. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie erkennen werde, wenn Sie sich einfinden, auch wenn Sie mich nicht erkennen sollten. Ich mache Ihnen diesen Vorschlag, um zu sehen, ob ich den Charakter eines Mannes, der ohne weiteres einer Laune wegen sein Gepäck im Stiche läßt, richtig beurteilt habe.

Also auf Wiedersehen!

Ihr ergebener
Ludwig Koch,
alias Dr. Hauser,
alias . . . . .
(Nach Belieben von Ihnen selbst auszufüllen.)"

P. S. Daß ich Ihren Namen in Erfahrung gebracht habe, werden Sie hoffentlich nicht übelnehmen."

Wie oft Allan, mitten im Gewühl der Jülichstraße stehend, diese Epistel durchlas, ist ungewiß. Schließlich sahen doch die Passanten dieser Straße, wie er sich aufraffte, den Brief in die Tasche steckte, einen Polizisten über irgend etwas befragte und in der Richtung zum Bahnhof forteilte. Es war über vier Uhr; er hatte eine knappe Stunde, um den Zug zu erreichen, über dessen Abgang er eben den kölnischen Wächter des Gesetzes konsultiert hatte. Diese Stunde mußte genügen, um seinen Magen nach den Prüfungen im Arrest zu befriedigen.

„Es fängt an!" murmelte Herr Kragh für sich. „Das war ja eine feine Reisegesellschaft, die ich hatte! Auf diese Weise sind die Koffer also fortgekommen. Nun wollen wir vor allem das tun, was Hermann Bergius als das oberste und unveräußerlichste Menschenrecht erklärt — Frühstück essen. Es ist spät und wohlverdient. Und dann auf nach London, um mit Herrn Benjamin Mirzl Bekanntschaft zu machen! Das dürfte interessant sein."

III.

Das große Hotel.

Einmal hatte Allan die größte der großen Turbinenanlagen in Südschweden besucht. Es war ihm, als wäre er in ihre maschinendruckvibrierende und dröhnende Luft gekommen, als er am 2. September spät abends in London eintraf.

Er rieb sich die Augen, wie er da in seinem Taxi saß. Das war eine Stadt! Hier mußten die Abenteuer zu Hause sein; hier mußten sie gerade an jeder Straßenecke lauern. Was war dagegen Hamburg und Köln! Was war die unbeschreibliche Atmosphäre von jagender Eile, raffiniertem Luxus und unerhörtem Geldzustrom, die sein Eindruck des Luxuszuges von Köln nordwärts war, gegen dieses London! Schon die Luft war neu, eine phantasiereizende Mischung von tausend Ingredienzien: Dem Geruch des heißen Steinpflasters, von parfümiertem Virginiatabak, Benzindämpfen der zahllosen Autos, deren Gummiräder über den spiegelblanken Asphalt zischten; dem Duft des parfümierten Reichtums der ganzen Welt und all ihres unaussprechlichen stinkendsten Elends. Die Häuser jagten wie im Traum an seinem Auto vorbei; gigantische Fassaden verloren sich nach oben zu in der nebligen Abendluft; es flammte und zuckte von unzähligen Lichtern; die Reklamen krochen wie regenbogenfarbene Schlangen die Mauern auf und ab; der Himmel über den offenen Plätzen brannte schlackenrot wie vom Widerschein einer kolossalen Feuersbrunst oder dem Ausbruch eines Riesenkraters. Und der Menschenstrom brauste und brauste. Das Auto, das Herrn Allan Kragh aus Schweden auf der Suche nach Abenteuern und eventuell einer Zukunft umschloß, eilte lautlos durch das Gewirr, vermied es zu kollidieren, vermied es, jemand zu töten; zog hier und da an einer Straßenecke eine augenblickliche Ritze durch die Menschenfluten; stürzte dahin, scheinbar ebenso sinnlos, wie die tausend andern Autos, denen es begegnete, hundertmal schneller als die dahinströmenden Menschenfluten, aber ebenso sinnlos. Plötzlich bog es in einen offenen Platz, der weniger lichtflammend war, als die vorhergehenden Straßen und hielt vor einer Fassade, an der die Lichter sich zu einem gewaltigen Feston zusammengeballt hatten. „Grand Hotel Hermitage" sagten die Lichtkränze; der Chauffeur wiederholte es, indem er die Türe des Autos aufriß, und Herr Allan Kragh ging über eine breite Treppe hinauf, in eine große Halle, die nach dem

Souza-Marsch der Straßen unerhört still wirkte — die ungeheure Drehtüre des Vestibüls schnitt den Lärm der Außenwelt ab wie eine Klosterpforte.

Das war also das berühmte Grand Hotel Hermitage. Hundertmal hatte Allan diese drei Worte im Hendschel, Bradshaw und den großen ausländischen Zeitungen gesehen; jedesmal hatte er gedacht: Wer doch da wäre; und als er nun auf seiner großen Reise vom Zufall und Herrn Mirzl nach London verschlagen wurde, da war es ihm ganz selbstverständlich erschienen, dem Chauffeur die Adresse des großen Hotels anzugeben.

Auf dem Wege von Köln hatte Allan sich in Belgien mit den notwendigsten Reiseeffekten versehen — man durfte vielleicht Herrn Mirzls Versprechen nicht allzu ernst nehmen; aber andererseits wäre es töricht gewesen, sich mit einer doppelten Ausstattung zu belasten; und er war folglich nicht ganz gepäcklos, als er, den Hotelträger hinter sich, durch die Drehtüre eintrat. Dennoch war es nur natürlich, daß der ernste Portier des Luxushotels (dessen Figur am ehesten an eine Benediktinerflasche erinnerte) ihn mit einer etwas herablassenden Nuance im Ton empfing. Hinter dem Portier bemerkte Allan im Kontor einen vierschrötigen Herrn mit graugesprenkeltem Yankeebart ohne Schnurrbart, der Direktor des Hotels, wie er später erfahren sollte. Hätte der Direktor und der Portier die Ereignisse vorauahnen können, die sich während Allans Aufenthalt im Grand Hotel Hermitage abspielen sollten und die Rolle, die Allan darin zu spielen bestimmt war, hätten sie ihn vermutlich mit Grüßen ganz anderer Art aufgenommen als die, mit denen der Portier Allan jetzt empfing.

„Das ist Ihr ganzes Gepäck, Sir?"

„Ja. Ich erwarte noch mehr. Ich möchte ein Zimmer haben."

Der Portier musterte ihn noch einen Augenblick, und weichere Gefühle erlangten die Oberhand.

„Kleines Zimmer für diesen Gentleman, Jones. Ist 417 frei?"

Es stellte sich heraus, daß 417 frei war. Ein uniformierter magerer junger Mann übernahm Allans unbeträchtliches Gepäck und geleitete ihn zum Lift. Dieser machte sich mit der würdigen Langsamkeit eines alten Herrschaftsdieners auf den Weg und blieb mit derselben Würde im vierten Stock stehen. Der uniformierte Herr führte Allan über einen teppichbelegten Korridor in das kleine Gemach, das geeignet befunden worden war, ihn zu beherbergen. Es war wirklich klein, das heißt, in der Breite, denn die Höhe ließ nichts zu wünschen übrig. Es wurde zum größeren Teil von einem Bett und einem Toilettetisch ausgefüllt und erinnerte infolge seiner architektonischen Gestalt in hohem Grade an eine Grabkammer in einer ägyptischen Pyramide. Dahinter befand sich, wie Allan sah, ein Badezimmer. Aber Allan hatte von Hermann Bergius gelernt, daß nichts gleichgültiger ist, als das Zimmer, das man auf seinen Reisen bewohnt, da man sich ja doch nie in wachem oder nüchternem Zustande darin aufhält. Er erklärte sich folglich mit der ägyptischen Grabkammer zufrieden, drückte dem uniformierten Herrn einen Schilling in die Hand und ging dazu über, Toilette zu machen.

Als er eine halbe Stunde später, ohne sich wegen seines Reiseanzuges zu genieren, in den Speisesaal des großen Hotels wanderte, fand er Gelegenheit, zu konstatieren, daß nicht nur die Zimmer für Reisende mit unbedeutendem Gepäck klein sind, auch die Welt selbst ist überaus klein. Ja, offenbar, denn als er sich an einen Tisch niedergelassen, die Speisekarte verlangt hatte und sich im Speisesaal umzusehen begann, wen erblickte er an dem Nebentisch rechts, wenn nicht die Dame, die ihn vom Hamburger Bahnhof in die Welt hinausgelockt hatte, und als ihren Kavalier den alten Herrn mit der Raubvogelnase und dem gelbgrauen Schnurrbart.

Allan fixierte sie überrascht. Es war unleugbar kurios, dieses Paar gerade hier zu treffen! Es gab doch tausend Hotels in London, es war natürlich ein Zufall, aber . . . das Freundschaftsbündnis, das er im Expreß beginnen gesehen und zu dem er selbst teilweise die direkte Ursache gewesen, war offenbar von nachhaltigerer Art geworden, als Reisebekanntschaften zu sein pflegen. Er konnte die alte Bordeauxnase gut verstehen . . . trotz des Grolls, den er noch gegen die junge Dame wegen ihres Auftretens im Kupee hegte, mußte er sich selbst gestehen, daß sie eine Messe wert war . . . sie schien ihm sogar mehrere Messen wert. Es bedurfte die Phantasie einer Pariserin, dachte er, um sich eine solche Toilette, wie sie sie heute abend trug, auszudenken, und der Courage einer Amerikanerin, um sie zu tragen. Seine Blicke irrten über die Linie des Ausschnittes um ihren weißen Busen, der so herausfordernd entblößt war wie auf einer Zeichnung von Rops, und wenn sie nicht da umherirrten auf der Grenzlinie zwischen der weißen Haut und der grünen Seide, ist es möglich, daß sie etwas weiter hinabschweiften, wo der knapp anliegende Rock fast bis zum Knie aufgeschlitzt war... Welche Linie ist mystischer und verlockender zu verfolgen als die Linie einer schönen Frauenwade? Namentlich wenn sie von einem Strumpf von jener diskreten Durchsichtigkeit umschlossen ist, wie sie Madame offenbar bevorzugte . . . Die Wellenlinie ihrer Wade zeichnete sich durch den grünen Strumpf ab wie der Marmor durch den adriatischen Wasserspiegel. Allan starrte, ganz im klaren darüber, daß er zudringlich war, und plötzlich drehte Madame den Kopf nach Allans Seite (sie saß im Halbprofil) und ließ den Blick über ihn hingleiten; Allan sah, daß sie ihn erkannte. Im selben Augenblick stand der Kellner an seinem Tisch, mit Speisekarte und Weinliste, und er war genötigt, seine Augen von ihr loszureißen.

Wer konnte sie sein, und wie kam es, daß sie in dieser Gesellschaft hier war. Diese Frage summte Allan im Kopf, während er ein paar Gerichte der Speisekarte und einen Bordeaux von der Weinliste wählte. Der Kellner verschwand, und er hatte die Aussicht auf den anderen Tisch wieder frei.

Man sprach dort ziemlich eifrig. Über ihn? Nicht unmöglich, denn eine flüchtige Sekunde flog ihr Blick wieder zu ihm hinüber; der alte Herr mit der Raubvogelnase bekundete hingegen kein Interesse für ihn, wenn nun wirklich über ihn gesprochen wurde. Allan nahm seine bewundernde Betrachtung ihrer Person wieder auf, ohne daß sie sie nunmehr zu berühren schien, und war noch damit beschäftigt, als der Kellner mit der Omelette und dem Wein, den er bestellt hatte, erschien. Er machte einen Schluck aus seinem Glas und begann zu essen, während seine Gedanken von dem geheimnisvollen Paar dort drüben zu Herrn Benjamin Mirzl schweiften. Plötzlich kam es ihm, eigentümlicherweise zum erstenmal, zum Bewußtsein, daß er gerade dieses Trio in seiner Gesamtheit — den alten Herrn, die junge Dame und Herrn Mirzl — vor dem Billettschalter in Hamburg gesehen hatte. Allerdings schienen sie damals ganz unabhängig voneinander, aber . . . Herr Mirzl war ein internationaler Schwindler, wenn auch vielleicht ein exzentrischer, wohlwollender; waren die beiden anderen von derselben Sorte? Das war natürlich nicht ausgeschlossen, und Allan beschäftigte sich mit dieser Möglichkeit, während er von der Poularde und Bordeaux zum Dessert und einem Glas Madeira überging (man mußte doch die Bekanntschaft mit der Mutter aller Städte feiern), aber verwarf sie nach dem zweiten Glas Madeira als unwahrscheinlich. Er bestellte Kaffee und Likör, wobei das Wesen des Kellners ebenso milde zu werden begann, als wenn er im eveningdress gewesen wäre, und blieb bei diesen angenehmen Getränken sitzen, auch als das Paar, das ihn intrigierte, den Speisesaal verlassen hatte. Zu seiner nicht geringen Überraschung sah er, als die Rechnung beglichen wurde, daß sie für beide bezahlte; der alte Herr war also offenbar von ihr eingeladen. Kontinental, dachte Allan. Sie passierten seinen Tisch ohne ein Zeichen des Wiedererkennens — oder sah er recht, als er ein kleines Blinzeln zu merken glaubte, die Ahnung eines spöttischen Lächelns in ihren Augen? Es war unmöglich zu entscheiden.

Um halb elf Uhr, als Allan sich zu einem Abendspaziergang mit Zigarre durch London entschlossen hatte, zeigte es sich, daß die Stadt ihrerseits entschlossen war, seine Ankunft mit einem undurchsichtigen, gelbgrauen, brandrauchduftenden Nebel zu feiern, der zur Folge hatte, daß er (nach zwei Whisky mit Soda, zu Ehren der Riesenstadt) in der ägyptischen Grabmauer zu Bette ging. Er schlummerte sofort ein und schlief wie ein Stück Holz.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gottesurteil.

Nach einer wahren Begebenheit von Ulrich v. Riet.

Unter den Indianern und Mischlingen ging seit alten Zeiten eine Sage von einem gewaltig großen Krokodil, dem Jacaré Poderoso, das glühende Augen habe und dem man übernatürliche Kräfte zuschrieb. Es sollte an Stellen, wo es sonst keine Krokodile gab, aus seichtem Wasser plötzlich auftauchen und ungesühntes Unrecht vergelten, indem es die großen Sünder packte und mit ihnen im gelben Wasser des Amazonenstromes verschwand. Mit der Zeit wurde das Jacaré Poderoso aber zum Kinderschreck, denn da seit Menschengedenken kein Krokodil mehr in der Stadt gesehen worden war, wollten die Fischer und Bootsleute nicht mehr an die alte Sage glauben, so abergläubisch dieses Volk sonst auch ist.

Der Lärm der Stadt und des Hafens vertrieb diese Tiere. Man muß heute schon weit in den Strom hinausfahren, um die ersten Krokodile zu sehen. Da liegen sie wie Holzstücke an den Ufern der mit Urwald bewachsenen Flußinseln in der glühenden Sonne. Die Leute am Hafen und die Wäscherinnen am Rio Guamá, einem kleinen Nebenfluß, haben jedenfalls keine Furcht vor Krokodilen. Auch behauptet man, daß die Amazonaskrokodile gar keine Menschen fressen. Es gibt nämlich so unendlich viele Fische im großen Strom, daß sie sich von diesem leicht ernähren können. —

Ein furchtbarer Doppelmord war geschehen; in der ganzen Stadt herrschte die größte Aufregung. Die kleinen, schwarzen Zeitungsjungen schrien sich die Kehlen heiser. Extrablätter verkaufend, sprangen sie auf die fahrenden Straßenbahnen und auf die Trittbretter der Automobile, wo sie in sausender Fahrt, ohne sich festzuhalten, balanzierten. Sie machten gute Geschäfte. Jeder wollte das Grausige lesen; in allen Kaffeehäusern und Bars sprach man nur davon.

Man hatte eine jungen Fischer und Bootsführer namens Antonio Soares da Silva und seine Geliebte mit durchschnittenen Kehlen tot aufgefunden.

Zur Tat war ein deutsches Rasiermesser benutzt worden, was nicht viel besagte, denn deren gibt es viele in Brasilien. Der Bruder des Ermordeten und dessen Freund, die in der Mordnacht im gleichen Haus auf der Veranda in ihren Hängematten geschlafen hatten, wollten nichts bemerkt haben. Da beide am Tage zuvor eine weite Ruderfahrt gemacht hatten und müde gewesen sein mußten, konnte man ihnen glauben. Auch lebten sie erwiesenermaßen beide stets im besten Einvernehmen mit dem Ermordeten. Trotzdem wurden sie zunächst festgenommen. Die Volksstimme nahm sie in Schutz, bezichtigte aber die verlassene Geliebte des unglücklichen Antonio der Tat, die Wäscherin Mirandolina Bastos d'Almeida. Diese, ein dunkles, katzenartiges Mulattenmädchen mit funkelnden Augen und lebhaftem Mienenspiel, wurde sofort von der Polizei gesucht. Man fand sie am Ufer des Rio Guamá, wo sie, wie alle Tage, für die Engländer wusch, die ihre gut zahlende Kundschaft bildeten. Als man sie ins Polizeigefängnis brachte, wurde sie von dem heulenden Pöbel fast gelyncht. Nur mit Mühe konnten die Polizisten sie mit ihren Gummiknüppeln schützen.

Die Verhaftete bestritt die Tat. Untersuchungsrichter, Polizei und Staatsanwalt gaben sich alle Mühe, wendeten alle die oft bewährten Methoden an, Dauerverhöre, Hunger- und Durstkur, endlich den dicken Gummischlauch, der keine Spuren auf dem geschlagenen Körper hinterläßt — es war alles vergebens. Man fand auch keine andere Spur. So wußten die Untersuchungsbehörden im voraus, daß die Wäscherin, von deren Schuld sie überzeugt waren, wegen Mangel an Beweisen freikommen würde. Man läßt lieber einen Schuldigen laufen, ehe man ein Urteil fällt, solange noch der geringste Zweifel besteht. — Mirandolina behauptete, in der Mordnacht ihre Wohnung nicht verlassen zu haben. Ebenso wenig konnte man ihr den Besitz des Rasiermessers nachweisen, dessen Herkunft dunkel blieb. Man setzte vergeblich einen Preis von tausend Milreis für die Entdeckung des Täters aus. Obgleich das für die armen Fischer und Bootsleute viel Geld ist, meldete sich niemand. So entschloß man sich, das Hauptverfahren zu eröffnen, in der Hoffnung, daß dieses eine Klärung bringen würde.

Der große Verhandlungssaal des Justizpalastes konnte die Menge der Neugierigen kaum fassen. Bis auf die Straßen hinaus stand das Volk. Es summte wie in einem Bienenstock; die großen Fenster des kirchenartig hohen Raumes waren weit offen. Von draußen drang die warme Tropenluft herein.

Im ganzen Saale zweifelte niemand an der Schuld der Angeklagten, die sehr unsympathisch wirkte. Obwohl der Vorsitzende freundlich zu ihr sprach, blieb sie hartnäckig. Man brachte nichts aus ihr heraus, als daß sie in der Mordnacht ihre Wohnung nicht verlassen habe und daß sie vollkommen unschuldig sei. Der Staatsanwalt hielt eine schwungvolle Rede, in der er zwar selbst das Mißlingen des Indizienbeweises zugab, doch beantragte er Verurteilung, da nach Lage der Dinge gar kein Zweifel an der Täterschaft der Angeklagten bestehen könne. Es handle sich um einen reinen Eifersuchtsmord, das sei sonnenklar. Ihre Verstocktheit spreche nur gegen die Angeklagte, die gewiß kein Mitleid verdiene. Das Gericht möge ein Exempel statuieren und nicht durch einen Freispruch ein böses Beispiel schaffen, das Nachahmer finden könnte.

Der Verteidiger tat seine Pflicht, aber nicht mehr. Er war wohl selbst nicht ganz von der Unschuld seiner Klientin überzeugt. Er begnügte sich also damit zu betonen, daß dieser nichts nachgewiesen werden könne. Er bat um Freispruch. Zuletzt erhielt die Angeklagte das Wort. Im Saale wurde es ganz still. Sie sagte nur: „Ich habe den Mord nicht begangen. Wenn ich aber doch schuldig bin, dann soll mich bei nächster Gelegenheit das Jacaré Poderoso holen, so wahr mir Gott gnädig sei!" — Diese wenigen Worte machten auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. Das Gericht zog sich zur Beratung zurück; als es wieder erschien, verkündigte es den Freispruch wegen Mangels an Beweisen.

Gleich nach der Urteilsverkündung erhob sich ein lautes, unwilliges Stimmengemurmel im Saale. Von der Galerie ertönten gellende Pfiffe. Der Vorsitzende ließ den Saal räumen. Nur widerstrebend verlief sich das Volk. Die Abendblätter kritisierten das Urteil scharf. Die Opposition benutzte es zu scharfen Vorstößen gegen den regierenden Präsidenten, unter dessen Luderwirtschaft alles, auch die Justiz, verkomme.

Drei Monate später.

Mirandolina wäscht wieder, wie früher, die Wäsche der englischen Kaufleute auf den Steinen am Ufer des Rio Guamá. Etwas von ihr entfernt kniet eine Gruppe von Waschweibern im Wasser. Sie wollen nichts mit ihr zu tun haben, denn in ihren Augen bleibt sie trotz des Freispruchs die Mörderin. Die Weiber schwatzten und lachten bei der Arbeit. Der Fluß ist an dieser Stelle besonders seicht.

Plötzlich taucht vor Mirandolina aus dem gelben Wasser ein riesiegs, schwarzes Krokodil auf, bringt die Wäscherin mit dem Schwanz zu Fall, packt die Liegende in der Leibesmitte und verschwindet mit ihr blitzschnell nach dem tiefen Wasser zu, während die Weiber gellend um Hilfe rufen.

Man kann sich denken, wie dieser Vorfall auf die abergläubische Bevölkerung gewirkt hat!

Geschichten um Shaw.

Von Kurt Miethke.

Bernard Shaw weilte in einem kalifornischen Seebad. Eines Tages dinierte er mit vielen Bekannten und Verehrern zusammen auf der Terrasse eines entzückenden Strandcafés. Dunkelblau leuchtete der Himmel, vom Meere her wehte ein frischer, salziger Wind; und alles wäre wunderschön gewesen, wenn sich unter den Versammelten nicht ein Wichtigtuer befunden hätte, der prahlerisch und aufdringlich mit seinen wissenschaftlichen Kenntnissen prunkte. Seit einer Viertelstunde ödete er die Gesellschaft mit seiner Ansicht über die Darwinsche Rassentheorie an.

„Da gibt es ja so unendliche Mißverständnisse", klagte er. „Darwin, das weiß jeder Kenner seiner Lehre, hat niemals behauptet, der Mensch stamme vom Affen ab. Ich bin kein Enkel des Affen! Laut Darwin bin ich ein Neffe des Affen . . ."

Hier platzte die ironische Stimme Shaws dazwischen:

„Aber lieber Freund, so genau wollen wir ja gar nicht über Ihre Verwandtschaftsverhältnisse informiert werden!"

*

„Haben Sie mein letztes Buch gelesen?“ fragte ein bekannter Verfasser langstieliger englischer Gesellschaftsromane einst Bernard Shaw.

„Ja, das habe ich“, antwortete dieser. „Gut, daß Sie mich daran erinnern. Wollte Sie schon immer mal fragen: Wozu schreiben Sie eigentlich?“

„Wozu ich schreibe? Ihre Frage kommt ein wenig überraschend. Wozu schreibt man? Um der Menschheit Gutes zu tun. Allright! Lassen Sie es mich auf die Formel bringen: Ich schreibe, um der Menschheit Gutes zu tun.“

„Da dürften Sie recht haben“, gab Shaw zurück. „Auch ich habe von dieser Wirkung einen Hauch verspürt. Ich leide oft an Schlaflosigkeit. Immer, wenn ein neuer Roman von Ihnen erscheint, ist sie weg, einfach weg, glatt weg, wie weggeblasen . . .“

*

In einem literarischen Kreise unterhielt man sich über die Werke eines Kollegen, von dem man behauptete, er gehöre keinesfalls zur Literatur, sondern zur Kolportage.

Shaw mischte sich ein:

„Alles in allem haben Sie gar nicht unrecht, meine Herren. Aber vergessen Sie nicht, daß W. auch ein wirklich tiefes Buch geschrieben hat.“

„W. soll ein tiefes Buch geschrieben haben? Welches soll denn das sein?“ empörten sich die Kollegen.

„Hundert Meilen unter dem Meeresspiegel“, erwiderte Shaw, sorgfältig seinen weißen Bart streichend, „oder ist Ihnen das noch nicht tief genug?“



Bunte Chronik



* **Ein Kind als Pfandobjekt.** In einem Hotel in Kufstein (Tirol) wohnte in der letzten Zeit ein Ehepaar aus Deutschland mit einem Kind im Alter von neun Monaten. Die Familie lebte auf großem Fuß und war sehr anspruchsvoll. Als die Gäste abreisen wollten, ließen sie sich die Rechnung vorlegen. Der Mann begab sich, da er nicht so viel österreichisches Geld bei sich hatte, zum nahen Bahnhof, um dort Reichsmark einzutauschen und ließ Frau und Kind zurück. Als man nach mehreren Stunden Nachschau hielt, war auch die Frau verschwunden, nur das kleine Kind war schlafend zurückgeblieben. Das sonderbare „Pfand“ wurde der Gemeinde zur Obhut übergeben. Trotz eifriger Nachforschungen konnten die „Sommergäste“ nicht mehr ausfindig gemacht werden.

*

* **Ein Siebzigjähriger erblickt das Licht der Welt.** Im einundsiebzigsten Jahre seines Lebens hat ein amerikanischer Farmer namens Tosnah Pomercy zum ersten Male die Sonne gesehen, nachdem er als zweijähriges Kind nach einem schweren Fieber das Augenlicht verloren hatte. Seine Eltern waren mit dem erblindeten Knaben von Arzt zu Arzt gegangen, doch niemand vermochte zu helfen. So blieb er auf der einsamen Farm in der Nähe von Bridgewater und wuchs dort heran. In der vertrauten Umgebung vermochte der Blinde sich frei zu bewegen und seinem Bruder, der statt seiner die Farm übernahm, mit allerlei Hilfeleistungen zur Hand zu gehen. Merkwürdig ist, daß der Blinde sich ganz genau seiner frühesten Kinderzeit, als er noch sehen konnte, erinnerte, obgleich im allgemeinen der früheste Termin für solche Erinnerungen das dritte Lebensjahr ist. Er sprach beständig davon, daß er doch noch einmal wieder sehen können möchte. Als ihm seine Großnichte kürzlich einen Zeitungsartikel über ein neuentdecktes Heilverfahren eines berühmten Augenarztes verlas, beschloß der Siebzigjährige, noch diesen letzten Versuch zu machen. Er opferte seine gesamten Ersparnisse für die Reise und die Kosten der Operation. Der Versuch gelang, und der Wunsch des Blinden ist erfüllt — er ist im Greisenalter noch einmal sehend geworden. Der im übrigen noch sehr rüstige Patient wartet nun mit Ungeduld seine völlige Wiederherstellung ab und beabsichtigt, als Erstes nun noch lesen zu lernen!

*

* **Vor Schreck die Haare verloren.** Ein englischer Pächter im Alter von 38 Jahren, der sich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreute, sah dieser Tage seinen kleinen Sohn von einem Wagen fallen, der von einem Maultier gezogen wurde, und es schien, als ob das Tier das Kind getreten hätte. Der unglückliche Vater erlitt einen furchtbaren Schreck und empfand im selben Augenblicke ein seltsames Gefühl, als ob ihm die Haare ausgezogen würden. Das Kind hatte nur leichte Verletzungen davongetragen, aber der Vater bemerkte vom folgenden Tage ab, wie seine Haare, sein Bart und selbst die Augenbrauen ausgingen, und nach einer Woche war er vollständig kahl.

*

* **Die Irrfahrt der Armenierin.** Zehn Jahre lang hielt das armenische Ehepaar Gurunian sein ältestes Kind, ein Mädchen, für tot, und nun plötzlich steht ihm die unfaßliche Freude bevor, die Verlorene wieder in die Arme schließen zu können. Eine lange Irrfahrt liegt hinter Archalus' Gurunian, der Wiedergefundenen. Ihre Eltern lebten zu Beginn des Weltkrieges in einem armenischen Städtchen an der russischen Grenze. Die türkische Heeresleitung hielt es für angebracht, die unsicheren Kantonisten, als welche die meisten Armenier galten, in das Innere des Landes zu schaffen. Unter den Betroffenen befand sich auch Gurunian mit seiner Familie. Der Transport der Verschickten wurde im armenischen Taurus von einem Sandsturm überfallen. Archalus' Mutter verlor über der Sorge um das Leben ihres halb erstickten jüngsten Kindes ihre damals zwölfjährige Tochter einen Augenblick aus den Augen und sah sie nicht wieder. Das Mädchen, verwirrt durch den Aufruhr, der unter den türkischen Wachsoldaten und den entsetzten Armeniern herrschte, war in den Sandsturm hineingelaufen und blieb, als dieser nachgelassen hatte, spurlos verschwunden. Die Eltern mußten annehmen, ihr Kind sei umgekommen. Nach Beendigung des Krieges wanderten die Gurunians nach Nordamerika aus und ließen sich im Staate Wisconsin nieder. Ein Jahrzehnt verging. Da fand der Vater in einer in Amerika erscheinenden armenischen Zeitung eine Liste flüchtiger Landsleute, die auf Korfu lebten. Und plötzlich las er den Namen seiner verschollenen Tochter, Archalus Gurunian. Sie sollte als Teppichweberin auf der griechischen Insel leben. Gurunian dachte zuerst an eine merkwürdige Übereinstimmung beider Namen, doch dann entschloß er sich zu einer schriftlichen Anfrage. Wer beschreibt die Freude der Familie, als die Korfioter Teppichweberin sie in ungelenken Worten, die aber doch von der jauchzenden Seligkeit der Schreiberin zeugten, Vater und Mutter nannte? Dann erfuhren die Eltern vom Schicksal der Totgeglaubten. Das Kind war in der Wüste von türkischen Soldaten aufgelesen worden, die davon gehört hatten, der Armeniertransport sei untergegangen. Archalus wurde nach Konstantinopel in ein Waisenhaus gebracht, erhielt den Namen Harrie und sollte Mohammedanerin werden. Dann aber schafften Besatzungstruppen sie in eine französische Anstalt nach Kum-Kopok. Dort blieb sie nicht lange, sondern kam unter dem Namen Zaruhi in ein anderes Waisenhaus. Hier nahm sich eine griechische Familie ihrer an und ging mit ihr nach Xanthi. Schließlich gelangte Archalus unter ihrem richtigen Namen nach Korfu, wo sie sich ihr Brot als Teppichweberin verdiente. Dort traf sie der Brief ihrer Eltern, die sie ihrerseits wieder für tot gehalten hatte. Augenblicklich befindet sich Archalus auf der Fahrt nach Amerika.

Lustige Rundschau



* **Zu billig.** Kind: „Mutti hast du mich auch vom Storch gekauft?“ — Mutter: „Jawohl, mein Liebling. Aber warum fragst du darum?“ — Kind: „O, ich habe mich sehr oft darüber gewundert, warum du dann nicht ein paar Zloty mehr ausgegeben und dir einen kleinen Jungen ohne Sommersprossen ausgesucht hast?“

*

* **Mach's umgekehrt.** „Männe, wennste mir in die Berje schickst, träum' ick jede Nacht von dir!“ — „Umjekehrt! . . . Bleib hier und träum' von de Berje!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.